
Dimensionen der Compassion-Initiative

Lothar Kuld

1. Die politische Dimension

Der Name „Compassion“ ist Programm. Er ist so gut wie nicht übersetzbar. Die Haltung, für die er steht, ist am besten mit „Mitleidenschaft“ wiederzugeben, auf keinen Fall mit Mitleid. Mitleid ist allzu leicht eine problematische Vokabel, wenn Mitleid nur der hat, der den anderen als „armen Teufel“ sieht, und Mitleid die Grenzlinien zwischen „gesund“ und „krank“, „richtig“ und „nicht ganz richtig“, „normal“ und „abartig“ festschreibt. Dann ist der Weg von der Inkriminierung zur Auslöschung des Inkriminierten nicht weit. Klaus Dörner sprach in diesem Sinne von „tödlichem Mitleid“¹. In diesem Sinne ist das Wort Compassion ganz sicher nicht gemeint.

Die Compassion-Initiative antwortet auf die Wahrnehmung eines sozialmoralischen Defizits. Die Autoren schließen sich im Kern der Analyse von Helmut Klages an, der einen Wandel von einer Pflicht- und Akzeptanzmoral, in der man so handelt, wie einen die Tradition selbstverständlich und fraglos verpflichtet, zu einer Moral sieht, in der soziale Regeln gelten, solange sie meinen Interessen dienen². Die Folge dieses Wandels, sagen die Autoren der Compassion-Initiative, sei eine zunehmende Entsolidarisierung der Gesellschaft. Und da eine Gesellschaft ohne ein Minimum an solidarischem Handeln und sozialverpflichteten Handlungsbereitschaften nicht auskommt, lebe diese Gesellschaft inzwischen von Voraussetzungen, die sie selbst nicht mehr schaffe. Diese Entwicklung gebe Anlass zur Zukunftssorge und Sorge um den Zusammenhalt unseres Gemeinwesens. Diese Beobachtung steht am Anfang der Compassion-Initiative. Die Autoren der Initiative sehen im Aufbau sozialverpflichteter Haltungen daher eine Aufgabe, der sich auch die Schulen zunehmend zu stellen hätten. Die Initiative ist in dieser Hinsicht ein bürgerschaftliches Engagement, das die Freien katholischen Schulen bzw. ihre Träger als Staatsbürger in die Gesellschaft einbringen.

Die Nähe zum Kommunitarismus liegt auf der Hand, ist aber m. E. nur scheinbar, da es der Initiative nicht einfachhin um die Restaurierung „der [welcher?] moralischen Grundlagen des Gemeinwesens“³

geht. Das Compassionsprojekt ist nicht angetreten, eine Entwicklung der Moderne, nämlich die Individualisierung der Lebensentwürfe und die damit einhergehende individualistische Moral einfach rückgängig zu machen. Das wäre schlichtweg weltfremd. Worum es geht, ist die Entwicklung jener Haltungen, die dem sozialen Kälteod der Gesellschaft entgegenstehen und ohne die eine Gesellschaft, auch wenn Haltungen wie „Mitleidenschaft“ nicht einklagbar sind, auf Zukunft hin nicht bestehen kann. Diese Haltungen lernt ein Mensch an vielen Orten, nicht nur und in der Regel nicht ein Mal zuerst in einer Institution. Die Frage ist daher, was die Schule moralpädagogisch leisten kann.

2. Die erlebnis- und moralpädagogische Dimension

Die Compassion-Initiative sucht nach Chancen moralischen Lernens, in denen die Dringlichkeit sozialverpflichteter Haltungen entdeckt und eingesehen werden kann. Diesem Ziel dient das für alle Schülerinnen und Schüler einer Klasse jeweils verpflichtende Praktikum in einer sozialen Einrichtung und die enge Verbindung dieser Praktika mit Fachunterricht, der je nach Kompetenz der Lehrerinnen und Lehrer ethische, gesellschaftliche, religiöse, philosophische, ästhetische, biologische, medizinische, sozialpolitische, historische Fragen aufgreift und dem Schüler helfen soll, seine Erfahrungen und Erlebnisse zu verstehen, zu bewerten und schließlich wieder in Handlungsdispositionen überzuführen. Ob diese erlebnis- und moralpädagogischen Annahmen stimmen, war Gegenstand der Überlegungen während der wissenschaftlichen Begleitung des Projekts.⁴ Die These war, „dass das Erlebnis von sozialen Realsituationen zu einer sozialverpflichteten Veränderung individueller Haltungen und Einstellungen bei Schülern führt, wenn ein solches Praktikum fächerübergreifend und inhaltlich verknüpft mit Fachunterricht organisiert und ausgewertet wird“. (Papier der Antragsteller z.Hd. der Bund-Länder-Kommission, Bonn) Die Initiatoren gingen also davon aus, dass Erlebnisse sozialen Engagements die Disposition der Schülerinnen und Schüler zu sozialverpflichtetem Handeln stärken und zu einer Mentalitätsänderung beitragen, *sofern* diese Erlebnisse unterrichtlich reflektiert werden. Die unterrichtliche Begleitung ist also ein wesentlicher Teil des Projekts. Die Integration des Praktikums in den schulischen Unterricht ist die Voraussetzung für den Erfolg des Compassion-Vorhabens.

Dahinter steht die Beobachtung, dass Erlebnisse – entgegen einem vulgären Verständnis von Erlebnispädagogik – nicht zwangsläufig zu neuen ethischen Haltungen führen.⁵ Solche Zwangsläufigkeit wäre auch weder pädagogisch noch ethisch vertretbar. Ethische Haltungen beruhen auf Einsicht und Vernunft, nicht auf Zwang und auch nicht auf Gefühl. Für seine Gefühle kann man bekanntlich nichts. Gefühle sind schwer zu kontrollieren, und Gefühle wechseln. Das High-Gefühl des Helfens, das sich einstellt, wenn man einem Menschen geholfen hat, dieses Gefühl lässt nach einiger Zeit erfahrungsgemäß nach und das Erlebnis verpufft, wenn es nicht immer wieder erinnert wird und wenn es nicht im Gedächtnis verankert ist. Und es bleibt diffus, solange keine Bewertung stattfand. Die Gedächtnis- und die Unterrichtsforschung können also darüber belehren, was die Ethik auch weiß: Die ethische Dringlichkeit einer spezifischen Haltung und Handlung ergibt sich aus der Situation. Aber man kann diese Einsicht nicht erzwingen. So ist es also durchaus möglich, dass ein Mensch sich in einer bestimmten Situation gezwungen sieht, so und nicht anders zu handeln. Ob er das aber auch einsieht und sich als ethische Haltung zu Eigen macht, ist seinem Denken und seiner Freiheit (Autonomie) überlassen.

Einen Hinweis darauf, wie die Jugendlichen, *Compassion* verstehen werden, kann man der Theorie der Entwicklung des moralischen Urteils von Lawrence Kohlberg entnehmen. Gehen wir davon aus, dass die Jugendlichen ihre moralischen Bewertungen an dem orientieren werden, was die bedeutungsvollen anderen, die Freunde, die Eltern, die Lehrer, die Klassenkameraden sagen und die allgemeinen Regeln und Gesetze des gemeinsamen Lebens mit anderen nahe legen, dann können wir sagen: Die Schülerinnen und Schüler werden den Einsatz für andere richtig finden, weil das Leben in der Gruppe (und analog: mit anderen?) Solidarität mit Schwachen einschließt. An einem Automatismus der Entwicklung hin zu einem „solidarischen Individualismus“ (Ulrich Beck) unter den Jugendlichen und der Geltung dieser Solidarität auch für andere jenseits der Gruppe sind allerdings Zweifel angebracht. Man muss vermuten, dass die Schülerinnen und Schüler das im Rahmen des *Compassion*-Projekts geleistete sozialverpflichtete Engagement gut finden, weil auch andere in der Gruppe (Schulklasse, Freunde) es gut finden und weil es von ihnen als ein persönlicher Gewinn betrachtet wurde. Genau das, diese Wertung meinen die Jugendlichen, wenn sie sagen, es habe „Spaß“ gemacht, mit den alten Menschen oder den Kindern oder den sog. Behinderten zusammen zu sein.

Ungeklärt ist die Frage, wie das Compassion-Vorhaben im Licht der *gender*-Debatte, der Theorie von der weiblichen Moral und angesichts geschlechtsspezifisch unterschiedlicher Rollenerwartungen für Mädchen und Jungen, Frauen und Männer zu sehen ist. Wenn die These von geschlechtsspezifischen Sozialisationseffekten trotz gleicher Ausgangsbedingungen und Erziehungsmaßnahmen für Mädchen wie Jungen an unseren Schulen stimmt, dann kann man erwarten, dass Mädchen das Compassion-Projekt im Sinne einer Moral der Fürsorge (Carol Gilligan) verstehen und leichter adaptieren werden als Jungen, in deren Rollenstereotyp eben solche Fürsorglichkeit angeblich weniger vorzukommen scheint. Vermutlich werden Schülerinnen wie Schüler Fürsorge wie Abgrenzung in ihrem moralischen Verhalten praktizieren und werden beide Gruppen altruistische wie am Eigeninteresse orientierte Handlungsmotive miteinander verbinden. Aber es könnte durchaus sein, dass Mädchen im Einzelfall sich durch die Begegnungen in den Praktika eher unter einen gewissen moralischen Leistungsdruck gesetzt fühlen oder – positiv gewendet – diesem Projekt schlichtweg eher zustimmen werden als Jungen.

3. Die institutionelle Dimension

Die Implementierung des Compassion-Projekts in die Schulen hat Interventions-Charakter. Das Projekt verändert die Schulorganisation, den Ablauf des Schuljahrs, den Unterricht und es verschiebt die Grenzen von Unterricht und Schule dadurch, dass es die Schulen auf Lebenswelten hin öffnet, die in der Schule real sonst nicht vorkommen: Die Welt kleiner Kinder, sog. „behinderter“ Menschen, kranker Menschen, Asylsuchender, die Welt von alten Menschen, Obdachlosen usw. Die organisatorischen und schulinternen Veränderungen, die diese Öffnung mit sich bringt, beschreibt Franz Kuhn in diesem Band.

Als pädagogische Intervention geht das Projekt nur soweit, wie das System der Institution verträgt. Sie soll nicht aufgehoben und nicht total verändert werden, wie auch die Schülerinnen und Schüler und die Lehrerinnen und Lehrer in ihrer Eigenständigkeit und bisherigen Arbeit respektiert werden. Die Intervention bringt lediglich etwas Neues. Und die Institution adaptiert das Neue oder stößt es wieder ab. Man bedenke, wie viele Innovationen die Schule in der Geschichte dieses Jahrhunderts schon integriert und abgeschliffen hat. Der sicher innovativste Teil des Compassion-Projekts ist die Verknüpfung

der Sozial-Praktika mit Unterricht. Dass genau diese Verknüpfung im Zuge der Implementierung und Adaption als Störung des institutionalisierten Unterrichts empfunden und daher wieder ausgeschieden wird, wäre die größte Gefährdung der Compassion-Initiative und ihrer Wirkungen.

4. Erwägungen zur religiösen Sinngebung der Compassion-Initiative

Der Theologe Johann Baptist Metz hat Compassion „das Schlüsselwort“ des Christentums genannt. Compassion sei „Empfindlichkeit für das Leid der anderen“. Dieser Blick sei genuin christlich. Jesu Blick habe primär nicht der Sünde, sondern dem Leid des Menschen gegolten. Christliche Mystik sei „eine Mystik der Compassion“. Ihr Imperativ laute: „Aufwachen, die Augen öffnen. Das Christentum ist kein blinder Seelenzauber. Es lehrt nicht eine Mystik der geschlossenen, sondern eine Mystik der offenen Augen. Im Entdecken, im Sehen von Menschen, die im alltäglichen Gesichtskreis unsichtbar bleiben, beginnt die Sichtbarkeit Gottes, öffnet sich seine Spur.“ Jesusnachfolge sei ein Weg der Compassion. Dieser Weg sei freilich abenteuerlich. Er bedeute, „für andere dazu sein, ehe man überhaupt etwas von ihnen hat“.⁶

Diese religiöse Sinngebung kann, aber sie muss nicht mit dem Compassion-Projekt in Verbindung gebracht werden. Denn es geht in diesem Projekt sozialen und ethischen Lernens nicht um die Vermittlung eines Weltbildes und einer religiösen Überzeugung, sondern um die Entwicklung einer Haltung, wie sie grundsätzlich jeder Mensch einem anderen Menschen gegenüber einnehmen kann. Die religiöse Sinngebung ist jedoch in kirchlichen Schulen am Platz. Sie gehört zum Bildungsverständnis und Profil dieser Schulen und stärkt Schülerinnen und Schüler mit kirchlichem Hintergrund. Die Grenze der Übertragbarkeit des Compassion-Projekts – zunächst für die Arbeit an Freien Katholischen Schulen konzipiert – auf zur weltanschaulichen Neutralität verpflichtete öffentliche Schulen liegt dann in dieser potenziell religiösen Sinngebung von Compassion, nicht jedoch in der Zumutung sozialverpflichteten Handelns.

Anmerkungen

¹ Vgl. F. Saal, *Ungelebtes Leben – Nicht die Behinderung blockiert das Dasein, sondern die Art und Weise, mit ihr umzugehen*, in: Zwierlein, E. (Hrsg.), *Handbuch Integration und Ausgrenzung. Behinderte Menschen in der Gesellschaft*, Neuwied u. a. 1996, 297.

² H. Klages, *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenstandsanalyse, Prognosen*, Frankfurt/ New York 1984.

³ A. Etzioni, *Die Entdeckung des Gemeinwesens*, Stuttgart 1995; A. Honneth (Hrsg.), *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*, Frankfurt/ New York 1993.

⁴ L. Kuld/ St. Gönnheimer, *Compassion. Sozialverpflichtetes Lernen und Handeln*, Stuttgart 2000.

⁵ Vgl. hierzu den Beitrag von Jürgen Rekus in diesem Band

⁶ *Süddeutsche Zeitung* vom 23.24./25.12.1997, Nr. 296, S. 57 – Ausführlicher hierzu vgl. die Beiträge von J. B. Metz und D. Mieth in diesem Band.

Literatur:

Etzioni, A., *Die Entdeckung des Gemeinwesens*, Stuttgart 1995.

Honneth, A. (Hrsg.), *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*, Frankfurt/ New York 1993.

Klages, H., *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenstandsanalyse, Prognosen*, Frankfurt/ New York 1984.

Kuld, L./ Gönnheimer, St., *Compassion*, Stuttgart 2000.

Metz, J. B., *Die Autorität der Leidenden. Compassion – Vorschlag zu einem Weltprogramm des Christentums*, in: *Süddeutsche Zeitung* 24.12.1997, Nr. 296, S. 57.

Saal, F., *Ungelebtes Leben – Nicht die Behinderung blockiert das Dasein, sondern die Art und Weise, mit ihr umzugehen*, in: Zwierlein, E. (Hrsg.), *Handbuch Integration und Ausgrenzung. Behinderte Menschen in der Gesellschaft*, Neuwied u. a. 1996, 293–302.